

Hertha Rupp, Die Herkunft der Zelleneinlage und die Almandin-Scheibenfibeln im Rheinland (= Rheinische Forschungen zur Vorgeschichte, Band 2), Bonn (L. Röhrscheid) 1937. 8°. 144 Seiten mit 2 Abbildungen im Text und 31 Tafeln.

Die ausgesprochene Vorliebe der Völkerwanderungszeit für die Verzierung durch Zelleneinlage, an der alle germanischen Stämme, wenn auch in verschiedenem Grade, Anteil haben, sichert dem von der Verfasserin behandelten Thema größtes Interesse. Daß dieses wichtige Kapitel der frühmittelalterlichen Schmuckkunst trotz der Dringlichkeit einer zusammenfassenden Behandlung eine solche bisher nicht erfahren hat, gibt einen Hinweis auf die mannigfachen Schwierigkeiten, die sich — nicht zuletzt von der technischen Seite her — einer solchen Arbeit entgegenstellen. Für weite Gebiete fehlt es noch an einer einigermaßen erschöpfenden Materialvorlage, die die Voraussetzung bildet für eine wirklich umfassende Behandlung aller Fragen bezüglich der Herkunft und Technik der Zelleneinlage, ihrer Verbreitung bei den einzelnen germanischen Stämmen und des hierbei auftretenden Abhängigkeitsverhältnisses, schließlich bezüglich der formalen Entwicklung und der chronologischen Abfolge der von der Zelleneinlage Gebrauch machenden Schmuckformen.

Bei der vorliegenden Arbeit handelt es sich um eine Dissertation, und die bei einer solchen notwendig gebotene Beschränkung ließ die erwünschte Behandlung der gesamten Fragen leider nicht zu. Wenig glücklich aber erscheint die Abgrenzung des Themas. Vorauf geht ein kurzes Kapitel über mineralogische Untersuchungen des Einlegematerials, in dem entgegen den bisher vielfach sehr willkürlichen Bezeichnungen für die roten Einlagen festgestellt wird (allerdings an Hand einer nur beschränkten Zahl neuer Untersuchungen), daß diese überwiegend aus Almandinen bestehen und nur vereinzelt aus Halbedelsteinen ähnlichen Härtegrades, z. B. Granat und Hessonit, und ebenso selten aus rotem Glas. Es folgen dann zwei Hauptkapitel, in denen die Herkunft der Zelleneinlage behandelt wird und die Entwicklung dieser Verzierung bei den Goten. Bei diesen außerordentlich schwierigen und verwickelten Fragen, namentlich bezüglich des Aufkommens der Einlagetechnik in vorgeschichtlicher Zeit und ihrer ersten Entwicklung bis zu dem Zeitpunkt, da sie von den Sarmaten und schließlich von den Goten übernommen wird, stützt sich die Verf. so gut wie ausschließlich nur auf die Literatur und auf Abbildungen, womit ihren Darlegungen von vornherein die zuverlässige Grundlage fehlt, die gerade bei diesem Thema nur durch eingehende Kenntnis der Originale gegeben sein kann. Es ist methodisch ein Unding, solche Probleme als Dissertation behandeln zu lassen! Es wäre besser gewesen, statt dessen das dritte Hauptkapitel, das mit der Bearbeitung der Almandin-Scheibenfibeln aus dem Rheinland das eigentlich Neue bringt, zu erweitern. Leider ist aber gerade hier, wo es sich um ein für die Verf. wirklich greifbares Material handelt, der Rahmen recht eng gefaßt durch die im wesentlichen durchgeführte Begrenzung auf das Rheinland und weiterhin durch die Beschränkung auf eine einzige, allerdings die wichtigste Schmuckform mit Zelleneinlage, nämlich die Scheibenfibeln, während die anderen Fibelformen (vor allem Bügelfibeln sowie Vogel- und S-Fibeln), ferner die Ringe, Ohringe, Anhänger, Schnallen und Beschläge mit der gleichen

Verzierungen nur ganz vereinzelt herangezogen sind. Für Fragen der Technik und der Chronologie hätten sich durch Ausnutzung dieses Materials sicherlich wesentliche weitere Stützen gewinnen lassen.

Der Katalog der benutzten rheinischen Funde, der in einem Anhang, geordnet nach den typologischen Merkmalen der Fibeln, vorgelegt wird, ist recht lückenhaft. Von dem alten Besitz des Bonner Landesmuseums an Almandin-Scheibenfibeln ist beispielsweise nur die Hälfte erfaßt (übrigens mit vielen ungenauen Angaben), von dem Zugang der letzten Jahre fehlen an leicht erreichbaren Stücken vor allem neun, die aus der Sammlung Niessen-Köln erworben wurden.

Das wesentlichste Ergebnis der Bearbeitung der rheinischen Almandin-Scheibenfibeln ist der Nachweis, daß innerhalb ihres vom späten 5. bis weit ins 7. Jahrhundert hinein zu belegenden Auftretens die Grundlinien einer Entwicklung zu erkennen sind an Hand der Muster der Einlagen, ferner der Fibelformen und schließlich der Verbindung der Einlagetechnik mit anderen Schmuckmotiven, namentlich Filigran. So sehr die Abgrenzungen im einzelnen vorerst noch schwanken, das Aufkommen reicherer und bewegterer Formen im Verlaufe des 6. Jahrhunderts ist unverkennbar. Zu der Frage, wieweit sich bestimmte formale oder technische Merkmale als charakteristisch fränkische gegenüber solchen der übrigen germanischen Stämme festlegen lassen, nimmt die Verf. nur ganz vereinzelt Stellung; erst die Bearbeitung des gesamten Materials wird hier zu klaren Ergebnissen führen können, wobei auch die in der vorliegenden Untersuchung etwas summarische Abgrenzung der fränkischen Arbeiten gegenüber den ostgotischen noch weiterer Klärung bedarf. Für das vereinzelt Vorkommen von Almandin-Scheibenfibeln in Männergräbern hätte man genauere Belege gewünscht. Bezüglich der Tragweise glaubt die Verf. annehmen zu müssen, daß die Fibeln regelmäßig mit senkrechter Nadelhaltung angesteckt wurden, wobei die Spitze der Nadel nach oben gerichtet war. Demgegenüber ist jedoch darauf hinzuweisen, daß die bei den großen und besonders kostbaren Fibeln auf der Rückseite vielfach auftretenden Ösen, die offenbar der besonderen Sicherung des Schmuckstückes durch zusätzliche Befestigung am Gewande dienen sollen, durch ihre Stellung zur Nadel auf eine Tragweise dieser Fibeln mit horizontaler Nadelrichtung hinweisen. Denn die Ösen bzw. Ringe sind — auch bei den Gold-Scheibenfibeln — fast immer auf der gleichen Seite der Nadel angebracht, nämlich so, daß bei Richtung der Öse nach oben die Nadel horizontal von links nach rechts in das Gewand gesteckt werden muß, ein Gebrauch, der zwar dem heutigen entgegengesetzt ist, sich dagegen bezeichnenderweise bei den Fibeln des hohen und späten Mittelalters ebenfalls feststellen läßt. Die Brakteatenfibeln mit figürlichen Darstellungen, bei denen die Tragweise eindeutig ist, zeigen gleichfalls überwiegend horizontale Nadelhaltung.

Die Verf. spricht mehrfach von dem plötzlichen Erlöschen der Zelleneinlage in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts und führt dieses auf handelspolitische Ursachen zurück. In Wirklichkeit aber verschwindet die Zelleneinlage in dieser Zeit keineswegs, und auch der Almandin kommt gelegentlich noch an karolingischen und sogar ottonischen Goldschmiedearbeiten vor. Hinsichtlich der Schmuckscheibe am Egbertschrein des Trierer Domschatzes, über die von der Verf. eine Reihe falscher technischer Angaben gemacht werden, vergleiche man meine Ausführungen in der Trierer Zeitschrift 11, 1936, 144f.

Bonn.

F. Rademacher.